

Gottfried Keller als Politiker

Autor(en): **Müller-Bertelmann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

reißbar und wird bei mangelnder Selbstbeherrschung zügellos oder maßlos. Der Hinreißbare geht vor der Geliebten ebenso leicht zu stürmischen Erklärungen und Liebfosungen über wie vor einem Verhakten zu Schmähungen und tätlichen Beleidigungen.

Der stillbewegt Erregbare heißt empfänglich, beeindruckbar, empfindsam, empfindlich; bei Willenschwäche bestimmbar, beeinflufbar, ablenkbar. Der Empfängliche wird durch ein eindrucksvolles Buch, ein erhabenes Kunstwerk, eine rührende Begebenheit tiefer ergriffen und nachhaltiger beeinflufst als der Unempfindsame; er wird sich in der Kunst wie im Leben leichter „einfühlen“.

Der reizbewegt Erregbare endlich heißt reizbar, reizempfindlich, entzündbar; bei mangelnder Selbstzucht launisch, unberechenbar, ja unbeständig, wankelmütig, haltlos, wo es zudem an beherrschenden Trieben fehlt. Der Entzündbare kann warm an dem Ergehen des andern teilnehmen; er kann sich aber auch angelegentlich um Dinge kümmern, die ihn eigentlich nichts angehen — eine Krankheit unserer zeitunglesenden, sensationslüsternen Zeit. Der Entzündbare kann einem Kampf nicht zuschauen, ohne Partei zu ergreifen, keine beamtliche Ungehörigkeit mit ansehen, ohne Lärm zu schlagen, keine Feuerglocke hören, ohne hinzulaufen, kein durchgehendes Pferd bemerken, ohne zu erglühn. Alle aufregenden Vorgänge ziehen ihn an und entzünden ihn. Sofern hier Affekte auf Grund anderer Affekte entstehen, nennen wir sie reizbewegte, abhängige, und ihnen vor allem galt der Grundsatz der Stoiker: Nichts anstaunen!

Wie der Gefühlsmensch, so zeigt auch der Willenscharakter bald tätige, bald stille, bald abhängige Art.

Der selbstbewegt aus sich heraustretende, handelnd von Ziel zu Ziel fortschreitende Wille liegt vor, wenn wir von Tatkraft, Willenskraft, Energie, Entschlossenheit oder Entschiedenheit reden. Der stillbewegte, beharrende Wille tritt zutage in der Standhaftigkeit und Widerstandskraft. Bloß reizbewegt abhängig oder auf fremde Willenskundgebungen hin erfolgreich ist die Willensanspannung des Eigensinns.

* * *

Unter den vier Formen der seelischen Beweglichkeit haben wir das Temperament als die wichtigste, grundlegende erkannt: alle weiteren sind von dem Grade der innern Erregbarkeit abhängig. Vor allem die Neuerungslust und -leichtigkeit, dann die Stimmungs- und endlich die Wallungsleichtigkeit oder in der Umkehrung die Willensfähigkeit, mit den drei verschiedenen Beweglichkeitsformen.

So sind wir schließlich doch wieder zu einer Vierzahl gelangt, innerhalb der die mannigfachen Verknüpfungen möglich sind.

Jeder Charakter hat seine ganz bestimmte Art der Beweglichkeit. Und haben wir die erst einmal erkannt, so sind wir tiefer in sein Inneres eingedrungen, als es scheint; denn seine höchsten Gaben und seine tiefsten Gefühle kommen doch nur soweit zur Erscheinung und Geltung, wie es seine Beweglichkeit, wie es sein Temperament zuläßt.

Dr. Johannes Nind, Winterthur.

Gottfried Keller als Politiker.

In Zeiten, da wie heute im politischen Leben die Meinungen mehr auseinandergehen als sonst, richten wir gern etwa den Blick auf Männer der Vergangenheit, deren Charakterbild uns vertraut ist und von deren vaterländischer Gesinnung wir überzeugt sind. Unwillkürlich fragen wir uns: „Wie hätte dieser oder jener heute geurteilt?“ Und wenn auch die völlig andern Verhältnisse einen sichern Schluß bis ins einzelne nicht zulassen, so wirkt ein Sichertiefen in die politische Weltanschauung einer bedeutenden Persönlichkeit der Ver-

gangenheit dennoch anregend und befruchtend, besonders dann, wenn es uns weniger auf die endgültige Stellung, die sie zu den Fragen ihrer Zeit einnahmen, als auf die Motive ankommt, die sie dazu geführt haben.

Einer dieser Männer, deren politischer Grundanschauung wir heute ein besonderes Interesse widmen und deren politische Stellungnahme seit dem August 1914 bereits mehrfach durch Zitate aus ihren Werken und nachgelassenen Papieren belegt wurde, ist Gottfried Keller, und es darf als ein glück-

licher Zufall betrachtet werden, daß ein junger Literaturhistoriker, Dr. Hans Max Kriese, in einer sorgfältigen, das reiche Material ausschöpfenden Monographie*) uns das abschließende Bild seines politischen Werdeganges bietet, sachlich, ohne jede unvorsichtige Schlußfolgerung auf Kellers allfällige heutige Parteinahme, deskriptiv und gerade deshalb umso zuverlässiger, weil sich der Verfasser fast durchweg jedes persönlichen Urteils enthält und den Dichter selber überall das seine abgeben und motivieren läßt.

Der junge Keller, der ein „Wehe“ über jeden ausrief, „der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet,“ und der Ansicht war, „der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen müsse aufgehoben und vernichtet werden...“ („Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!“) — dieser junge, eifrige Politiker war in eine Zeit hineingeboren, die in mancher Hinsicht der unsern nicht unähnlich war, hauptsächlich darin, daß starke, tiefgehende politische Gegensätze nicht nur in Europa, sondern auch in der Schweiz jeden denkfähigen Bürger aus der Gleichgültigkeit aufrüttelten, zum Parteimann machten. Wie heute, so war auch damals Neues im Entstehen, gab es harte Kämpfe, nicht nur in der großen Welt, auch im kleinen Vaterland, und scharf platzten die Gegensätze, Vergangenheit und Zukunft, aufeinander.

In kurzen, wohlorientierenden Kapiteln erzählt uns nun Kriese die Geschichte der politischen Entwicklung der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, stellt Kellers Vater in diese Zeit hinein, gibt uns ein anschauliches Bild von des Dichters Knabenzeit, dem väterlichen Freundeskreis und der Umwelt, in der er aufwuchs als dem Nährboden, aus dem der freigesinnte spätere Radikale, den der „Ruf der lebendigen Zeit“ weckte und zum Dichter werden ließ, hervorgegangen.

Einen besondern Wert verleiht dem Buche auch der Anhang, wo wir zum ersten Male seine politischen Zeitungskorrespondenzen, Aufrufe, die amtlichen Bekanntmachungen und die kostbaren Bettagsmandate mit wenigen Ausnahmen vollständig beisammen finden. Aus diesen wertvollen Dokumenten gewinnen wir den Eindruck, daß sich bei aller Milderung seiner politischen Urteile durch die allmähliche Läuterung und Lebenserfahrung, seine Grundprinzipien im Wandel der Zeit gleich geblieben sind sein ganzes Leben lang. Ein wahrer Reichtum politischer Gedanken und Goldkörner der Weisheit, ein ganzes Füllhorn von Beweisen wohlbegründeter Ueber-

zeugungen eines unabhängig denkenden Geistes sind in diesen Arbeiten des Dichters der „Leute von Seldwyla“ enthalten und genügten an sich schon, das Buch alt und jung zur Lektüre zu empfehlen.

Hatte schon der Jüngling seiner Grundanschauung durch die beabsichtigte Teilnahme am „Straußenputsch“ von 1839 auf Seiten der radikalen Regierung unzweideutigen Ausdruck verliehen, so ergriff ihn die Begeisterung zur Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbundes erst recht, und der politische Niederlegen der vierziger Jahre, aus dem der Verfasser manche weniger künstlerisch als inhaltlich bedeutsame Probe zum ersten Mal zum Abdruck bringt, bezeugt, wie leidenschaftlich Keller an der freiheitlichen Bewegung in Europa wie am Kampfe gegen die Reaktion in der Schweiz sich beteiligt hat. Er war Parteimann durch und durch, im Gegensatz zu seinem Freunde, dem Maler Hegi, der skeptisch an der Lauterkeit der Parteigrößen zweifelte, da diese selten uninteressiert seien. „Auf die Vertreter und Streitenden, auf die Personen,“ antwortet ihm Keller, „kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die gute Sache muß die Streiter machen, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht fest seit Jahrhunderten; an ihr kann nichts geändert werden.“

Diese vom rein Persönlichen absehende, nur der Sache dienende Parteinahme, die den jungen Dichter sogar an den Freischarenzügen gegen Luzern teilzunehmen verführte, zeugt von seiner hohen Auffassung politischer Betätigung, mag sich Keller auch in der jugendlichen Begeisterung ab und zu in den Mitteln vergriffen und als „erzradikaler Poet“ zuweilen über die Stränge gehauen haben. Nicht der schlechteste Wein gebärdet sich als Most am wildesten, und wir sehen denn auch, wie Kellers Anschauungen sich allmählich klären; die im Anhang abgedruckten, noch jugendlich unvergorenen „Bermischten Gedanken über die Schweiz“ von 1841, die er in München dem Schweizerverein vorlegte und worin er die Existenzberechtigung der schweizerischen Nation unbeschadet des geistigen Zusammenhangs mit den Kulturen der gleichsprachigen Nachbarvölker zu beweisen sucht, enthalten bereits Probleme und Gedanken, die er sein ganzes Leben hindurch immer wieder erwog und aussprach und die, als nach der Annahme der schweizerischen Bundesverfassung von 1848 die Leidenschaften sich beruhigten und Keller selbst in seinen Urteilen maßvoller und vorsichtiger wurde, integrierende Bestandteile seines politischen Glaubensbekenntnisses blieben. So vor allem die „Borniertheit“ seines schweizerischen Nationalismus in politischer Hinsicht, dagegen die Ablehnung einer schweizerisch-nationalen Kultur;

*) Gottfried Keller als Politiker, von Dr. Hans Max Kriese. Mit einem Anhang: Gottfried Kellers politische Aufsätze, Frauenfeld, Huber & Co., 1918.

die Auffassung von der schweizerischen Staatsform als eines Bundesstaates: stark und einheitlich nach außen, reich an individueller Eigenart in den Kantonen, ein Grundsatz, der ja im „Fähnlein“, im „Wahltag“ und anderwärts immer wieder zum Ausdruck kommt. Auch über das Problem der Vereinbarkeit von Patriotismus und Kosmopolitismus hat Keller sich zu einer unserer Generation nicht ganz fremden Anschauung durchgerungen, und das Problem: „Republik oder Monarchie?“ fand später durch das Feuerbach-Erlebnis in Heidelberg für ihn eine endgültige Lösung.

Als Keller äußerlich arm aus Deutschland in die Schweiz zurückkehrte, war er innerlich umso reicher an Einsichten und abgeklärten Anschauungen. Männliche Worte fand er anlässlich des „Neuenburger Handels“ in seiner Adresse an die Bundesversammlung in der Eidg. Zeitung vom 26. September 1856, worin er die Führer des Schweizervolkes zur Festigkeit aufforderte gegen Preußens König, falls die Bemühungen, die Frage auf friedlichem Wege zu lösen, fruchtlos sein sollten, und als 1860 Napoleons III. verschlagene Politik die Ansprüche der Schweiz in der Savoyerfrage zu Fall brachte, da stellte sich Keller streitbar auf die Seite Bundesrat Stämpfli, der den Krieg gegen Frankreich als einzige Sühne für das erlittene Unrecht betrachtete.

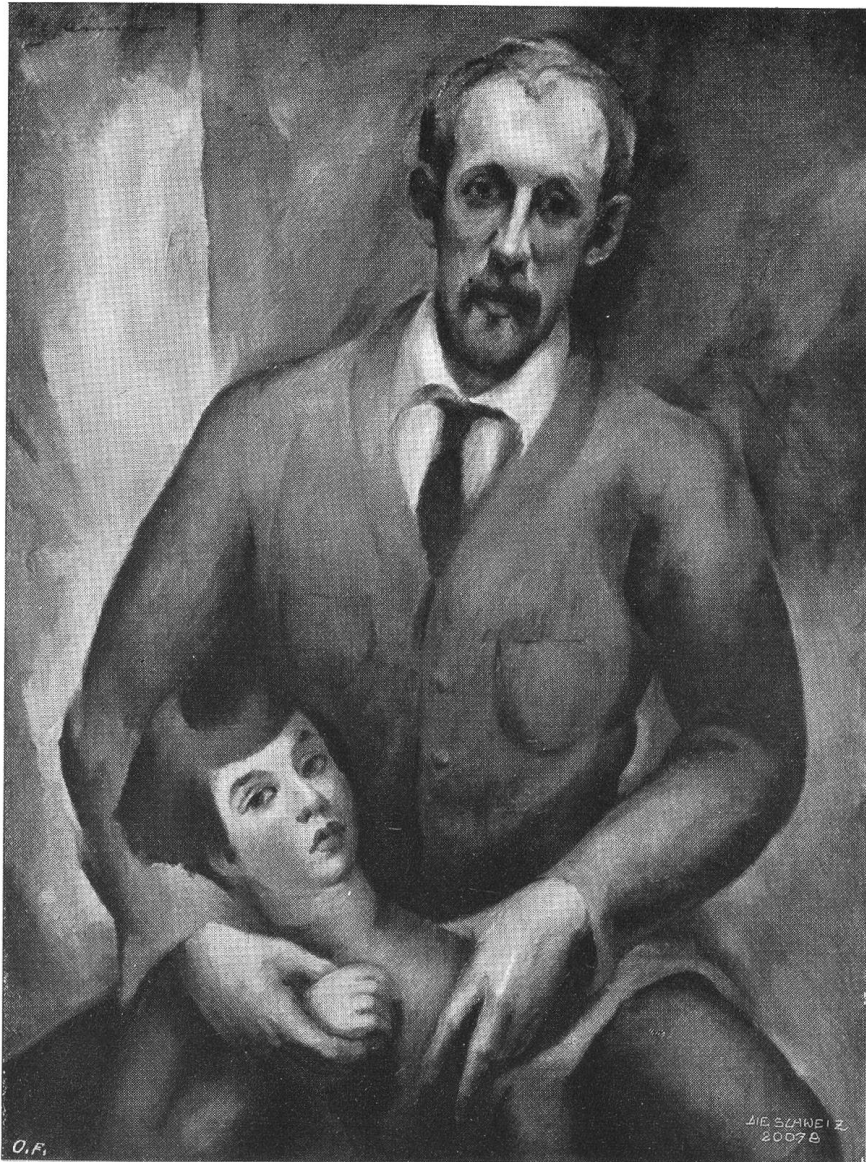
Sehr gut und richtig motiviert hier Dr. Kriesl Kellers feindselige Haltung dem Lande gegenüber, dem er noch 1848 als dem Herd der Freiheit herzliche Sympathien entgegengebracht hatte. Vor allem mag die Enttäuschung über die innere Entwicklung in Frankreich nach 1848 die Schuld an diesem Stimmungsumschlag getragen haben, die Niederlage der Revolutionspartei, Louis Napoleons Wahl zum Präsidenten der Republik und der Staatsstreich von 1852, wodurch die blutig errungene Volkssouveränität wieder einmal vernichtet war. Und nicht zu vergessen und für Kellers politisches Denken sicher einer der Hauptgründe war Napoleons europäische Politik, seine Haltung gegen die Schweiz in der Neuenburger und der Savoyer-Affäre und die Beunruhigung des Völkerlebens durch den auch für die Schweiz bedrohlichen französischen „Imperialismus“, um für eine alte Sache einen modernen Namen zu gebrauchen.

Daß ein schweizerischer Republikaner von politischem Blick dem Frankreich Napoleons III. kein Vertrauen schenken, keine Sympathien entgegenbringen konnte, ergibt sich aus dem Gesagten, und daß Keller seine Zuneigung umso leichter und lieber Deutschland zuwandte, aus dessen „tiefen Schächten“ ja auch er seine Bildung geholt hatte, dessen Kultur er bewunderte, dessen Sprache er redete, versteht sich doch wohl von selbst, umsomehr als jenes Deutschland, wie

noch dasjenige kurz nach dem Siebzigerkrieg, keine unmittelbare Kriegsgefahr für Europa bildete und das Verdienst für sich beanspruchen durfte, das Seine zum Sturze des fränkischen Usurpators beigetragen zu haben. Wollte man also aus Kellers deutschfreundlicher Haltung während des Krieges Schlüsse ziehen auf eine heutige Stellungnahme, so wären diese inneren Motive, wären Kellers schweizerisch-republikanische Gesinnung, seine unbestechliche Vaterlandsliebe und der starke Unabhängigkeitsinn, der ihm stets eigen war, neben der politischen Entwicklung der Dinge in Europa seit seinem Tode wohl in Betracht zu ziehen. Aus seinen damals gefällten Urteilen über die zwei Nachbarländer allein etwas zu folgern, wie es mehrfach schon geschehen, geht einfach nicht an.

Ganz vortrefflich stellt der Verfasser sodann Kellers Tätigkeit in der Zürcher Tagespolitik der fünfziger und sechziger Jahre dar. Wir sehen, wie der früher radikale Stürmer und Dränger, von den Erfahrungen seines bisherigen Lebens in der Öffentlichkeit gewizigt, die Forderung nach einer reinen Demokratie als für das Staatswohl gefährlich ablehnt, weil er Zeit und Menschen für die absoluten Volksrechte noch nicht für reif hält, wohl aber dem autokratischen System Alfred Eschers den Krieg erklärt und zu der Nationalratscampagne von 1860 in einer Artikellserie im „Bund“ das Wort ergreift.

Die Wahl zum Staatschreiber legte ihm dann einige Zurückhaltung auf; seine Fühlung mit der Opposition, zu deren Führern er gehört hatte, lockerte sich, und die angestrebte Verfassungsrevision, die 1865 vom Volke angenommen wurde, dann der Sturm gegen die Märrer des „Systems“ und die Einsetzung einer neuen demokratischen Regierung durch die Volksabstimmung von 1869 sowie die Totalrevision der Verfassung vom selben Jahre ließen Keller zwar keineswegs gleichgültig, aber er hielt sich im Hintergrund. Älter geworden, war er nicht mehr fähig, sich rasch für das Neue zu erwärmen, das die ungestüme Jugend anstrebte; auch fühlte er sich von der Entwicklung der Dinge, vor allem z. B. von den Pamphleten Lochers, abgestoßen, allerdings nicht, ohne im „Verlorenen Lachen“ noch einmal mit souveränem, verfühlichem Humor jene Epoche der politischen Trübungen spiegeln zu können. Aber mehr und mehr schienen sich ihm seine Befürchtungen zu bewahrheiten und fühlte er sich von den politischen und sozialen Verhältnissen des Vaterlands angewidert. Die demokratische Aera hielt nicht, was sie versprochen hatte; auch sie übte eine Parteiherrschaft aus, auch sie ließ sich in große wirtschaftliche Unternehmungen ein, nur daß sie damit Schiffbruch litt im Gegensatz zu der weitblickenden Eisenbahnpolitik Alfred Eschers, und viele Verfallerscheinungen, Pflichtver-



Zurnus 1918.

Eugen Ammann, Basel. Selbstbildnis.
Phot. Ernst Lindt, Zürich.

lehungen und Schlimmeres durch Beamte, eine materialistische Gesinnung im Volk boten dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden, von seinen Amtsgeschäften 1876 zurückgetretenen Dichter ein trübes Bild, das sich im „Martin Salander“ widerspiegelt. Und doch fehlt es in diesem Roman, den der Verfasser mit außerordentlicher Sachkenntnis auf seine politischen Grundlagen hin untersucht und kommentiert, nicht an hoffnungsfreudigen und bedeutsamen Ausblicken. Es sei nur das Erziehungsprogramm erwähnt, das der idealistische Held der Geschichte einmal seiner Gattin entwickelt und das, vor dreißig Jahren eine Utopie, uns heute mit seiner Forderung der staatsbürgerlichen Schulung der Jünglinge, des Handfertigkeitsunterrichts usw. gar nicht mehr als so außerordentlich verwegen anmutet, ein Zeichen, wie weitblickend Meister Gottfried von Zürich die Bedürfnisse eines Volkes voraussah,

das sich die Fähigkeit der Selbstregierung wirklich erwerben will.

Alles in allem: das Buch Dr. Hans Kriesis verdient gerade heute einen weiten Leserkreis; schon als gutes Repetitorium eines Kapitels unserer neuern Geschichte, das uns leider nicht allzu vertraut ist, kann es warm empfohlen werden, umso wärmer, als diese Geschichte im Spiegel einer bedeutenden, bodenständig-schweizerischen Persönlichkeit dargestellt ist, deren wir heute mehrere brauchen könnten im Lande Helvetien. Gerade weil Keller in erster Linie als Schweizer dachte und fühlte, hat auch heute noch seine politische Weltanschauung ein mehr als bloß akademisches Interesse für uns, und deshalb darf dem sorgfältig gearbeiteten Werk Dr. Kriesis das Epitheton „aktuell“ im besten Sinne des Wortes zugesprochen werden.

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

Zum Schweizerischen Turnus 1918.

Mit insgesamt zehn Kunstbeilagen.
(Schluß).

Zur heitern Sinnesfreude der „Badenden Mädchen“ von Theo Glinz steht die asketisch herbe Stimmung von Leo Stecks „Invocation“ (s. 1. Kunstbeilage) in schärfstem Gegensatz. Dort das Streben nach festlichem Glanz der Farbe, nach graziler Eleganz der Linie, hier der schwere Zusammenklang von dumpfem Rotbraun, Blau und Gelb und eine fast hieratisch strenge Stilisierung der Formen, die an mittelalterliche Heiligenbilder erinnert. Alles Äußere ist nur ein Symbol, der Reflex tiefer Empfindungen. Wie ein ins Wasser geworfener Stein konzentrische Ringe zieht, so wiederholen die Kurven der prachtwoll zusammengestellten Figuren den Rhythmus des Gebärdenspiels, der Hände, der in den Flügelwogen des Engels leise verebbt. Das ist Augenmusik ganz besonderer Art; die derb-knochigen Frauen haben so gar nichts Aetherisches, eher etwas robust Bernerisches. Die Sprödigkeit des Lineaments und die Herbheit des Kolorits streiten wider alles Süßliche und Konventionelle. Aus Scheu vor billigen Sentimentalitäten verfällt Steck beinahe ins Derbe und Abstoßende. Fast gewaltsam wird der Beschauer von der äußern Erscheinung auf den Empfindungsgehalt hingewiesen, der

in tiefen vollen Akkorden durch das Werk schwingt. — Dieser gefühlsbetonten, expressiven Richtung huldigt auch Adolf Schnider (Turbenthal) in seinem „Sehnsucht“ benannten Gemälde: Ein Liebespaar in idyllischer Landschaft mit exotisch reicher Vegetation; ein Bächlein zieht träumerisch durchs Wiesen grün; in der Ferne lockt die tiefe Bläue eines Sees; eine Schafherde weidet friedlich, vom Hirten und Schäferhund behütet. Bäume, Sträucher, Menschen sind stilisiert, primitiv und naiv, nazarenisch fromm gemalt, so ganz im Geiste der Wackenroder-Tieck'schen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. Aber auch heute noch, so gut wie zur Zeit der prä-raffaelitischen Romantiker, genügt bloße Andacht nicht, um ein gutes Bild zu malen; die Empfindung erkaltet, wenn sie sich durch das Medium entlehnter, bestenfalls nachempfundener Stilformen aussprechen muß, und es ist gleichgültig, ob in diesem Fall Hermann Huber oder ein anderer als Inspirator in Frage kommt. — Ähnliche Ziele — nämlich den Ausdruck seelischer Werte — verfolgt auf dem Gebiete der Plastik Leo Berger. Seine Büste eines jungen Mädchens mit dem zur Seite geneigten lieblichen Köpfchen auf dem überlangen dünnen Hals und mit den